

Leitartikel

Norbert Mette
Sozialpastoral

In „Weltkirche“ (10/1990) ist ein Hirtenbrief der Bischöfe von Groß-São Paulo aus dem vergangenen Jahr dokumentiert, der einleitend als „ein gutes Beispiel konkreter Sozialpastoral“ vorgestellt wird. Sein Thema ist die „Antwort der Kirche auf die Herausforderungen der Großstadt“. Zur Situation dieser Millionenstadt heißt es: „Die meisten Bewohner der Stadt schleppen sich in einem schwierigen Leben voller Unsicherheit, Mangel und Elend dahin. Ein Elend, das umso schmerzvoller gespürt wird, weil es unmittelbar neben dem Überfluß einiger weniger Privilegierten gelebt wird, die für die soziale Wirklichkeit kein Gespür haben oder zumindest sich dessen nicht bewußt sind.“ Die bedrängendsten Probleme werden dann im einzelnen benannt und beschrieben: Wohnungsmangel, Mangel an Gesundheitsfürsorge, Arbeitslosigkeit. Die Bischöfe halten es für ein Gebot der Nächstenliebe, darauf hinzuweisen, „daß Groß-São Paulo keine Möglichkeiten mehr hat, die Menschen so aufzunehmen, wie es sich gehört“. Ungeschminkt sprechen sie von den Verbrechen, die an den ohne menschenwürdige Umwelt und ohne Arbeit in den Vorstädten hausenden, an den Rand gedrängten Menschen verübt werden. Eine Lösung sehen sie nur, wenn endlich die Ursachen für die katastrophale Überbevölkerung der Städte Brasiliens angegangen werden, nämlich für die Menschen dort Lebensmöglichkeiten zu schaffen, wo sie ihnen verwehrt werden und von wo sie in der Hoffnung auf Arbeit und Wohnung in die Städte aufbrechen: in den ländlichen Regionen, vor allem im Nordosten Brasiliens. Die längst überfällige Landreform läßt in ihren Augen keinen Aufschub mehr zu. Die Bischöfe solidarisieren sich darum mit allen Bemühungen, die erforderlichen politischen und ökonomischen Maßnahmen in Gang zu bringen. Eine solche Sozialpastoral, wie sie in diesem Hirtenbrief umrissen wird, schließt die individuelle Pastoral, die persönliche Zuwendung zu den Menschen und die Sorge um ihr Heil, keineswegs aus. Im Gegenteil, sie verdankt sich solchen konkreten Begegnungen. „Es zerreißt uns das Herz“, so schreiben die Bischöfe in ihrem Text, „wenn wir mitansehen, wie unsere Brüder durch die Straßen der Städte wandern auf der Suche nach einem Arbeitsplatz, der nicht vorhanden ist, und wie sie schließlich in irgendeiner Nebenbeschäftigung als Tagelöhner oder Hilfsarbeiter landen, die ihnen keine Garantie für eine bessere

und Erfolg versprechende Zukunft bietet . . . Und wer kann den Schmerz des Menschen beurteilen, der ein Leben lang keine Zukunft vor Augen hat und der spürt, daß er in einem der tiefsten Anliegen menschlichen Strebens gescheitert ist: in seinem Einsatz für das Leben der Seinen?“ Daß angesichts dessen Trost und Stärkung für die Betroffenen wichtig sein können, soll nicht abgestritten werden. Aber es kann und darf nicht übersehen werden, daß nicht das Versagen und Scheitern der einzelnen es sind, die zu dieser Situation geführt haben. Sie ist vielmehr zum überwiegenden Teil strukturell verursacht, wogegen einzelne allein nur wenig ausrichten können. Worum es darum gehen muß, ist allererst, gegen die Überwindung der ungerechten Verhältnisse zu kämpfen. Eindringlich schreiben die Bischöfe in dem genannten Text: „Es ist nicht möglich, diese Situation ungerührt zu betrachten, denn sie ist wie ein ungeheurer Schrei, der aus dem Mund der Armen hervorbricht und von uns Gerechtigkeit, Liebe und Verständnis fordert.“

Kennzeichen der Sozialpastoral

Diese Verbindung von subjektiver Betroffenheit angesichts des ungerechtfertigten Leidens von Menschen und von in Solidarität mit den Betroffenen betriebener Analyse dieser Situation ist eines der zentralen Kennzeichen der Sozialpastoral. Sie überschreitet damit die für das herkömmliche Selbstverständnis kirchlich-seelsorglichen Handelns geläufigen Grenzen, die durch seine so gut wie ausschließliche Fixierung auf die Kirche und ihre einzelnen Mitglieder markiert werden. Demgegenüber wird die Reich-Gottes-Botschaft zum Maßstab christlicher und kirchlicher Praxis genommen, die nicht nur dem einzelnen, sondern der ganzen Menschheit – vorzugsweise den Armen und Bedrängten – und darüber hinaus der Schöpfung insgesamt ein Leben in Fülle verheißt. Die Kirche ist darum bei ihrer ureigenen Sache, wenn sie sich mit dafür einsetzt, daß Ungerechtigkeit, Gewalt und Unterdrückung in einer Gesellschaft abgebaut werden und statt dessen ein Mehr an Gerechtigkeit, Frieden und Freiheit errungen wird. Prägnant ist das im Schlußdokument der Römischen Bischofssynode 1971 formuliert worden: „Für uns sind Einsatz für die Gerechtigkeit und die Beteiligung an der Umgestaltung der Welt wesentlicher Bestandteil der Verkündigung der Frohen Botschaft, d. i. der Sendung der Kirche zur Erlösung des Menschengeschlechts und zu seiner Befreiung aus jeglichem Zustand der Bedrückung.“ (De iustitia in mundo 6)

Die II. Generalversammlung der Lateinamerikanischen Bischofskonferenz von Medellín (1968) forderte schon: „Alle Anstrengungen des Volkes zur Schaffung und Ent-

wicklung seiner eigenen Basisorganisationen zur Geltendmachung und Festigung seiner Rechte sowie zur Suche nach einer wirklichen Gerechtigkeit zu ermutigen und zu unterstützen.“ (Frieden 27)

Ein Beispiel

Die an solchen Leitlinien orientierte Praxis der Sozialpastoral kann man sich nicht konkret genug vorstellen. Als eindrucksvolles Beispiel steht mir die Arbeit des SEA (Servicio Educativo El Agustino) in einer Pfarrei in einem Armenviertel von Lima vor Augen, die ich 1988 ein Stück weit kennenlernen konnte¹. Vorrangiges Ziel ist die Initiierung, Begleitung und Stärkung von Volksorganisationen innerhalb dieses Stadtteils, die zum einen sich um die Befriedigung von Grundbedürfnissen kümmern (z. B. Volksküchen, Glas-Milch-Komitees, Gesundheitsdienste), zum anderen durch Bewußtseinsbildung (etwa Aufklärungskampagnen zu Hygiene und Gesundheit, Beratungen zur Wohnungssanierung, Rechtsbeistand und -schulungen) die Leute in die Lage versetzen, mit eigenen Mitteln und Kräften ihre Situation zu verbessern. Der Einwand liegt nahe, daß es sich hierbei um nichts anderes als um Sozial- und Entwicklungsarbeit handle; er könnte zusätzlich durch den Hinweis untermauert werden, daß die Priester der Pfarrei die Verantwortung für SEA bewußt in die Hände von Laien gelegt haben und daß die Mitarbeiter auch nicht unbedingt ihren Dienst als kirchlich verstehen. Dennoch kann und darf er als pastorales Tun qualifiziert werden. Denn gerade indem SEA sich vorbehaltlos für die Subjektwerdung der Menschen in diesem Armenviertel einsetzt und mit dazu beiträgt, daß das Volk befähigt wird, den eigenen Entwicklungsweg zu bestimmen und zu kontrollieren, wird die zentrale Botschaft des Evangeliums praktisch realisiert. Und nicht zuletzt zeitigt das Rückwirkungen auch auf die ausdrückliche Verkündigung des Evangeliums; finden sich doch die Leute mit ihren Erfahrungen in den biblischen Erzählungen wieder und können sie davon berichten, was es heißt, daß Gott auf ihrer Seite steht. Insofern zeitigt die Sozialpastoral Auswirkungen für die gesamte Pastoral: Auch in Verkündigung und Katechese findet unweigerlich die soziale und politische Dimension des christlichen Glaubens eine viel stärkere Berücksichtigung. Und das wachsende Bewußtsein der Leute, gemeinsam mit den kirchlichen Amtsträgern das Volk Gottes zu bilden, läßt auch die

¹ Vgl. auch El Agustino. Ein Beispiel kirchlicher Entwicklungsarbeit in den Barriadas von Lima, in: *Der Weg entsteht beim Gehen*, hrsg. vom Bischöflichen Hilfswerk Misereor, Aachen 1989, 88–92. Vgl. *J. Sayer, Auf der Suche nach Gerechtigkeit. Christliche Gemeinden im Spannungsfeld der Gewalt*, dargestellt am Beispiel von Slumvierteln Limas in: *Christliche Gemeinden für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung*, hrsg. von *H. Erharter – R. Schwarzenberger*, Wien 1990, 27–53.

kirchlich-pastoralen Strukturen nicht unberührt². Ansonsten erfahren gerade solche innerkirchlichen Probleme eine heilsame Relativierung; hält doch die Nachfolge Jesu dazu an, zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu suchen. Daß, wer diesen Weg der Gerechtigkeit geht, sein Leben riskiert, bekommen bis heute die engagierten Christen und Christinnen in Lateinamerika und auch in anderen Teilen der sogenannten „Dritten Welt“ auf grausame Weise zu spüren. Am bedrückendsten ist dabei allerdings die Tatsache von teilweise brutalen Verfolgungen durch Leute, die sich Christen nennen. Umso notwendiger ist der Zusammenschluß der Betroffenen zu sowohl landesweiten als auch internationalen Netzwerken und Organisationen, wofür hier nur die Ohne-Land-Bewegung sowie die Kommissionen für Land- oder Arbeiterpastoral, wie sie sich in Brasilien gebildet haben, beispielhaft genannt seien.

Unsere Reserven
gegenüber
strukturellen
Implikationen

Im Vergleich zu weiten Teilen in den Kirchen der sogenannten „Dritten Welt“³ herrscht in der hiesigen Pastoral – wenigstens was die vorherrschende Mentalität betrifft – eine eigenartige Reserve vor, wenn es darum geht, die strukturellen Implikationen und Konsequenzen des kirchlichen und seelsorglichen Handelns zu bedenken. Der Hinweis, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse hier viel komplexer seien als dort, kann diese Abstinenz nur bedingt entschuldigen. Vielmehr ist den Kirchen und Gemeinden ein hohes Maß an politischer Bewußtlosigkeit zu bescheinigen, das sich in der Unfähigkeit und auch in mangelnder Bereitschaft manifestiert, sich mit gesellschaftlichen Herausforderungen zu beschäftigen. Wenn überhaupt, dann wird das zur Angelegenheit der kirchlichen Vereine und Verbände deklariert. Und diese sind mittlerweile dermaßen mit den etablierten gesellschaftlichen Kräften liiert, daß ihre Stellungnahmen in der Regel so „ausgewogen“ abgefaßt sind, daß sie niemandem weh tun. Im übrigen ist diese Arbeitsteilung zwischen der seelsorglichen Arbeit, die vom kirchlichen Amt verantwortet wird, und der Verbandsarbeit, die von Laien getragen wird, selbst noch einmal Ausdruck für das Bestreben, Glauben und Politik möglichst nicht miteinander in Berührung kommen zu lassen. Das „Proprium“ kirchlichen Handelns, Verkündigung und Seelsorge, soll nach Möglichkeit nichts mit den bestehenden sozialen Konflikten und Widersprüchen zu tun bekommen. Selbst die caritative Arbeit möchte man auf die individuelle Fürsorge ange-

² Vgl. dazu die Beiträge von J. Sayer, in: *ders.* – A. Biesinger, *Von lateinamerikanischen Gemeinden lernen*, München 1988, 11–60.

³ Man beachte etwa die kirchenoffiziellen und -offiziösen Texte, wie sie in „Weltkirche“ dokumentiert werden!

sichts psychischer und materieller Not beschränkt wissen; nach den strukturellen Ursachen von solchem Leid soll nicht zu intensiv gefragt werden, nicht zuletzt weil dann Einbußen beim Spendenaufkommen befürchtet werden.

Natürlich ist ein solches kirchliches Handeln alles andere als unpolitisch; läßt es doch die gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse unangetastet. Mit einer solchen Kirche konnten sich die herrschenden Kräfte schon immer gut vertragen. Fatal wird es allerdings, wenn ein solches Bewußtsein und Handeln auch den Kirchen und den Christen und Christinnen in den anderen Teilen der Welt zu verordnen versucht wird. Besteht doch gerade über die finanzielle Vergabep Praxis von Geldern für die pastorale Arbeit und für Entwicklungsprojekte die Möglichkeit einer massiven Einflußnahme. Es deutet einiges darauf hin – der Konflikt deutscher Bischöfe mit der „Kommission für Landpastoral“ (CPT) in Brasilien weist klar in diese Richtung⁴ –, daß gerade Projekte der „Sozialpastoral“ es immer schwerer haben werden, offizielle Unterstützung zu finden.

Von der Dritten Welt
lernen

Dabei bestünde für die Kirchen hier aller Anlaß, von der Sozialpastoral zu lernen. Die Christen und Christinnen in der sogenannten „Dritten Welt“ richten in dieser Hinsicht auch sehr konkrete Erwartungen an die hiesigen Kirchen und Gemeinden. Denn sie bekommen leidvoll die Folgen der weltweiten ökonomischen und politischen Verflechtungen zu spüren, die für die Mehrheit der Menschheit bedeuten, immer stärker von den wenigen reichen Ländern abhängig zu werden und in Armut und Elend leben bzw. sterben zu müssen. Diese Christen und Christinnen wissen, daß sich bei ihnen nichts nachhaltig ändern wird, wenn sich bei uns nichts ändert. Und sie können nicht verstehen, wenn Menschen, die sich als gläubig bezeichnen, sich zugleich dermaßen gleichgültig den gesellschaftlichen Problemen gegenüber verhalten, wie es in unseren Gemeinden vielfach der Fall ist. Dabei ist es ja keineswegs so, daß Not und Armut sich nur weit entfernt abspielen. Im Gegenteil, es wird immer mehr zur bedrängenden Wirklichkeit, was die Gruppe „Plädoyer für eine ökumenische Zukunft“ in ihrem Memorandum „Die Dominanz des Ökonomischen durchbrechen – in Gerechtigkeit investieren“ festgestellt hat: „Der Widerspruch zwischen Reichtum und Armut, der lange Zeit in die Dritte Welt verbannt schien, kommt zu uns . . . zurück.“⁵

⁴ Vgl. L. Kaufmann, Misereor und Brasiliens Landpastoral, in: Orientierung 53 (1989) 161ff.

⁵ Das Memorandum ist dokumentiert in: epd-Entwicklungspolitik 7/1988.

Die Sozialpastoral buchstabiert wieder zusammen, was im Laufe der Zeit immer stärker auseinanderdividiert worden ist: die untrennbare Einheit von Glaube und Gerechtigkeit. Sie greift damit auch das zentrale Anliegen auf, das seit nunmehr 100 Jahren für die kirchenamtliche Soziallehre leitend ist. Sie gibt dieser – so könnte man sagen – erst wieder jene Hände und Füße, auf die sie unabdingbar angewiesen ist, will sie etwas bewirken. Daß umgekehrt von den damit verbundenen Erfahrungen die Soziallehre ihrerseits nicht unbeeinflusst bleiben kann, ist nur konsequent. So wird etwa gerade von der Sozialpastoral mit Nachdruck deutlich gemacht, daß die nicht unmaßgeblich von der Soziallehre angestoßene Trennung zwischen dem pastoralen und sozialen Tun der Kirche biblisch nicht sachgerecht ist, sondern daß eben beides zusammengehört. Wenn Christen und Christinnen, wenn christliche Gruppen und Gemeinden sich für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung engagieren, dann hat das konstitutiv – und nicht bloß konsekutiv! – etwas mit ihrem Glauben zu tun; dann handelt es sich nämlich um genau jenen „wahren und angemessenen Gottesdienst“, zu dem Paulus ermahnt (vgl. Röm 12, 1ff). Es wäre unredlich, würde man mit Blick auf ein solches Bewußtsein und ein dementsprechendes Handeln bei uns nur Fehlanzeige vermelden. Im Gegenteil, es gibt eine Vielzahl von hoffnungsvollen Initiativen und Bewegungen, die sich mit bestimmten Schwerpunkten – etwa in Menschenrechtsfragen oder im ökologischen Bereich – für den Aufbau eines gerechten, friedlichen und die Mitwelt schonenden Zusammenlebens engagieren und in denen Christen und Christinnen mitwirken. Im Raum der Kirchen haben solche Gruppen in jüngster Zeit durch den konziliaren Prozeß eine beachtliche Aufwertung erfahren. Während des Golfkrieges haben Gruppen und Gemeinden in beeindruckender Weise gegen die Eskalation der Gewalt Position bezogen⁶. Eine ausdrückliche Würdigung verdienen die Solidaritätsaktionen der kirchlichen Hilfswerke. Und auch in der Caritas und Diakonie kommt es zunehmend zu einer bewußteren Wahrnehmung der strukturellen Dimension fürsorglicher Praxis.

Doch kann nicht übersehen werden, daß es sich dabei noch um vereinzelte Ansätze handelt, die es zudem oft genug schwer haben, in den kirchlichen Reihen für ihr Anliegen Gehör zu finden. Die Sozialenzykliken, aber auch synodale Texte, wie jener der gemeinsamen Synode

⁶ Vgl. dazu etwa: Den Krieg besiegen. Texte und Gedanken von Bischof Franz Kamphaus zum Krieg am Persischen Golf (Limburger Texte 10), Limburg 1991; Christliche Gemeinden gegen den Golfkrieg, in: Orientierung 55 (1991) 26f.

der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland „Unser Hoffnung“ oder der Sozialhirtenbrief der katholischen Bischöfe Österreichs, zeigen, daß in dieser Hinsicht das kirchliche Lehramt bewußtseinsmäßig weiter ist als die kirchliche Praxis. Es reicht allerdings nicht aus, diese Texte bloß zu rezipieren. Sie müssen auf die konkreten Verhältnisse vor Ort hin weiter- und umgeschrieben werden⁷. Und das passiert nicht vorrangig am Schreibtisch oder auf der Kanzel. Sondern das beginnt damit, daß christliche Gruppen und Gemeinden sich von der „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten“ (GS 1) – sowohl in den eigenen Reihen als auch in der näheren und fernerer Umgebung – betreffen lassen und zu einer Koinonia des Teilens, des gegenseitigen Gebens und Nehmens werden⁸. Die Begegnung und Partnerschaft mit Gruppen und Gemeinden in der sogenannten „Dritten Welt“ könnten für hiesige Gruppen und Gemeinden zur Schule werden, in der sowohl in spiritueller als auch in praktischer Hinsicht gelernt werden könnte, was Sozialpastoral bei uns heißt⁹.

⁷ So fordert ausdrücklich Paul VI., Octogesima adveniensi (1971), 4.

⁸ Vgl. H. Steinkamp, Diakonie – Kennzeichen der Gemeinde, Freiburg 1985, bes. 99f.

⁹ Vgl. zum Ganzen auch meinen Beitrag „Sozialpastoral“, in: P. Eicher – N. Mette (Hrsg.), Auf der Seite der Unterdrückten?, Düsseldorf 1989, 234–265.

Artikel

Hans Halter Widerspruch zwischen katholischer Soziallehre und kirchlicher Praxis?

Mit der beste Dienst, den die (Amts-)Kirche auf dem Gebiet der politischen Diakonie leisten könnte, bestünde darin, die von ihr verkündeten allgemeingültigen ethischen Prinzipien auch im eigenen inneren Bereich anzuwenden und so ein gutes Beispiel zu geben. Weil und solange sie sich davon jedoch dispensiert und z. B. anstatt des der frühen Kirche selbstverständlichen Subsidiaritätsprinzips den Kurs eines ständig wachsenden Zentralismus steuert, verliert sie immer mehr an Glaubwürdigkeit. red

Widersprüche zwischen katholischer Soziallehre¹ und kirchlicher Praxis zu finden, ist nicht sonderlich schwierig, wobei hier weniger das Verhalten einzelner Kirchenglieder als die systembedingte oder institutionelle Praxis

¹ Objekt der Untersuchung ist hier nur die gesamtkirchliche, insbesondere päpstliche Soziallehre unter Ausklammerung kontinentaler oder nationaler Bischofskonferenzen. Die Dokumente werden nach folgenden Ab-